

Beiträge

zur

Belehrung und Unterhaltung.

34^{tes} Stück, den 2. Mai 1808.

Ansichten von Indien.

I.

Es gibt Völker, welche der Geschichte zwar keine hochwichtigen Thatfachen liefern und keine großen Erinnerungen erwecken, aber in ihrer Physiognomie, in ihren Meinungen und Sitten so viele Eigenheiten, in ihrem Klima, und selbst in der Dunkelheit und Ungewißheit ihrer historischen Erinnerungen etwas so poetisches haben, daß ihr Name allein die Einbildungskraft ergreift, und neugierige Theilnahme weckt. So die Nachbarn der Morgenröthe, wie der älteste griechische Geschichtschreiber sie nennt, die Bewohner der schönen und fruchtbaren Gegenden, die der Ganges und Indus durchströmen. Von den frühesten Zeiten an, wo diese Gegend schon durch Handelsverkehr mit den übrigen in Verbindung war, hatte sie großen Einfluß auf die Meinungen der civilisirtesten Nationen. Die Indischen Weisen wurden als die Weisen der Menschheit betrachtet, und nichts gleich in der alten Welt dem Ruhme der Gymnosophisten und Brahmanen. Die Griechen, so stolz auf ihr eigenes Verdienst, nahmen stets die Indier

von der Verachtung aus, welche sie auf alle andre Völker warfen. Ihre berühmtesten Weisen holten Unterricht von den Indischen Philosophen, und wer bis an die Ufer des Ganges gedrungen war, die man für die Heimath hoher Weisheit hielt, dessen Ruf war fest gegründet. Die Römer, die andre Völker nicht minder verachteten, und die Kunst des Kriegers für das höchste hielten, hatten eine eben so hohe Meinung von den Indiern, welche von jeher die sichere Beute jedes Eroberers wurden.

Diese sonderbare Verehrung jener fernnen Gegenden, diese hohe Meinung von der Indischen Weisheit, die sich, wie so viele andre Meinungen, auf einen Aberglauben gründete, den die Entfernung der Gegenstände und Unkunde erzeugten, verlor sich bei den Neuern. Leichtere und häufigere Reisen haben ihnen genauere und gewissere Nachrichten gegeben, und wenn sie auch die Schönheit und Fruchtbarkeit jener Gegenden, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse besser kennen und würdigen, als es bei den Alten der Fall war, so ziehen sie doch nicht als Philosophen an die Ufer des Ganges, sondern bloß als Kaufleute,

als habfüchtige Spekulanten. Von dort her erhielt Europa so viele Gegenstände, die unsre Sinne reizen, und desto häufiger gesucht werden, je mehr sie bloß zum Luxus, und zu erkünsteltesten Bedürfnissen dienen.

Aber abgesehn von Indiens Gewürzen, Edelsteinen, Seidenstoffen und Musselinen und allen seinen Schätzen, es haben die Bewohner des herrlichen Landes selbst Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit und sorgfältige Beobachtung. Unsre Philosophen brauchen nicht mehr zu ihnen zu reisen, um Lehren der Weisheit zu holen; aber sie können dort auffallende Eigenheiten beobachten, die sie nirgends so finden, seltsame Gebräuche, sonderbare Sitten; auch keine unwürdigen Gegenstände der Beobachtung. Jene Völker haben bei allen sonderbaren Gewohnheiten sehr schätzbare Eigenschaften. Der Indier ist der nüchternste, mäßigste, sanfteste, gastfreieste Mensch. Die milde Luft, worin er lebt, die Reize seines Wohnplatzes haben freilich seine Seele verweichlicht, und seinen Muth entnervt, aber vielleicht verdankt er auch seinem Klima die Sanftheit seiner Sitten und seines Charakters, welche ihn so auffallend unterscheidet, selbst wenn man diese Eigenschaft seiner Mäßigkeit und der Natur der Pflanzennahrung zuschreibt; denn diese nüchterne Lebensweise ist eine unbezweifelte Wirkung des Klima's. Ihm wächst der Reis ohne Anbau; Kokosnüsse, Datteln, Feigen, reichen ihm köstliche Nahrung; Pomeranzenbäume, Palmen, Citronenbäume, Zuckerrohr, bieten ihm dichte Schatten, erfrischende Getränke, milde, gesunde und angenehme Speise, und seine Mäßigkeit kann selbst die Gewürze entbehren, die der Boden erzeugt,

und welche die Bewohner nördlicher Gegenden zur Reizung ihrer gefräßigern Eblust brauchen. Er kann alle andre Völker, aber kaum mögen andre Völker ihn entbehren. Thierische Nahrung ist ihnen verhaßt, weil die Hitze das Fleisch sehr bald verderben würde, und eben so wenig braucht er, um Kleider zu seiner Bedeckung zu erhalten, die Thiere zu tödten, da unter dem warmen Himmel fast alle Bedeckung unnöthig ist.

Ueber die sogenannten polnischen Pferde.

Viele, die sonst in der Erdbeschreibung nicht unerfahren sind, irren sich in Ansehung der Gegenden, aus welchen die sogenannten polnischen Pferde zu uns kommen, eben so sehr, als in Ansehung der Art, wie diese Pferde dort gezogen werden.

Da man sie auch immer jetzt noch polnische Pferde nennt, so glauben nicht wenige, daß sie aus allen Gegenden des ehemaligen Königreichs Polen, und also auch aus dem Herzogthume Warschau herkommen. Dieß ist ein Irrthum. Im jetzigen Herzogthume Warschau ist der größte Theil der Pferde, derjenige nämlich, der den Bauern und Ackerbau treibenden Bürgern gehört, von so kleinem, unansehnlichen Wuchse, wie die elendesten Bauerpferde im Wittenberger Kreise nur immer seyn können. An beiden Orten entsteht die Verkrüppelung aus einerlei Ursache. Der polnische Bauer spannt nämlich die Füllen schon an, wenn sie noch im besten Wuchse sind. Viele müssen schon große Lasten ziehen, ehe sie noch anderthalb Jahre alt sind. Große Kräfte können diese Pferde ebenfalls nicht haben, denn so wie der pols

nische Bauer und der Bürger in den kleinen Städten überhaupt ein schlechter Wirth ist, so schlecht versteht er auch seine Pferde; einen Tag bekommen sie nur halb satt zu fressen, den andern gar nicht. Und doch ist das, was die Polen diesen kleinen, kraftlosen Thieren zumuthen, ungeheuer. Ist der Wagen nicht sehr beladen, so wird ohne alle Unterbrechung im Trab gefahren, geritten wird aber nie anders als im Galopp. Heu, Getreide und dergl. ladet der Pole auf ein armseliges Pferd so viel, als man in der Gegend von Dresden auf 2 mittelmäßige Bauerpferde aufzuladen pflegt. Die Folge von allen diesen Uebertreibungen ist, daß solche Pferde nach der ersten Meile schon nicht mehr fort können, sondern liegen bleiben, und daß sie in den Jahren schon ausgedient haben, wo sächsische Pferde erst recht anfangen brauchbar zu werden. Darum sagt auch der polnische Bauer: „mein Pferd ist schon alt, es hat schon sechs Jahre.“

Die meisten größern und stärkern Pferde, welche man im Herzogthume Warschau sieht, sind aus dem Auslande, jedoch gibt es auch hier und da, vorzüglich in der fruchtbaren Woywodschafft Kujawien, also in der Gegend zwischen Thorn und Inowrazlaw, kleinere und größere Stutereien, wo sehr schöne Pferde gezogen werden. Diese Stuterei-Pferde dienen, fast ausschließlich, nur zum Luxus, also als Kutsch- oder Reitpferde, und nicht zum Ackerbau, und zwar aus dem leicht begreiflichen Grunde, weil sowohl auf Ritter-

gütern, als auf Domänen der Frohnbauer mit seinen Pferden den Acker bestellen muß.

So wenig nun die polnischen Pferde aus dem Herzogthume Warschau genommen werden, eben so wenig kommen sie aus dem österreichischen Antheile Polens, oder aus dem, der 1793 und 1795 an Rußland gekommen ist. In diesen beiden Theilen von Polen sind die Pferde, außer den Stutereien, eben so schlecht als im Herzogthume Warschau. Unsere sogenannten polnischen Pferde kommen vielmehr aus einem Lande, welches zwar sonst einmal zu Polen gehörte, aber schon seit 1656 einen Theil von Rußland ausmacht, nämlich aus der Ukraine *) (viersylbig auszusprechen). Folglich sind die Gegenden um Kiew und die am Flusse Dnjeper ihr wahres Vaterland. Viele von diesen Pferden kommen jedoch auch vom linken Ufer des Don, oder gar vom Kuban-Flusse her, welcher letztere schon in Asien, östlich vom Asowschen Meere, fließt.

In allen diesen Gegenden gibt es unabhsehbare Steppen, das heißt: nicht, wie viele dieß Wort irrig verstehen, kahle oder sandige Landstriche, sondern fruchtbare, mit hohem Grase bewachsene Ebenen. Da Getreide dort so wenig gilt, daß, ungeachtet des jetzigen Handelsverkehrs zu Odessa am schwarzen Meere, der Dresdner Scheffel Roggen selten über sechzehn Groschen kostet, so ziehen die dortigen Landbesitzer noch immer die Pferdezucht dem Ackerbaue vor, obgleich es keinem Zweifel unterworfen ist, daß dieser ihnen nach und nach wohl zehnmal so viel ein-

*) Oder Kleinrußland; es hat seinen Namen von dem russischen Ukraïna, Grenzort, da dieß Land ehemals die Grenze des Russ. Reichs war. d. R.

bringen könnte als jene. Auf jenen Steppen also, von denen oft ein Edelmann so viele Quadratmeilen besitzt, als manches deutsche Fürstenthum nicht enthält, weiden die Pferde, und kommen weder im Sommer noch im Winter in einen Stall. So lange das grüne Gras zur Nahrung tauglich ist, bekommen sie nichts andres, und den Winter über erhalten sie bloß Heu, welches man gegen den Herbst auf den Steppen mäht und in große Haufen oder Schober setzt. Sobald das Gras nicht mehr zur Weide dienlich ist, werden die, um die Heuhaufen befindlichen, Schranken weggenommen, die Pferde gehen hinan und fressen, wann und wieviel ihnen beliebt. Damit sie auch im Winter nicht Mangel an Wasser leiden, so werden entweder die vorhandenen Bäche aufgeeiset, oder aus den gegrabenen Brunnen die daneben stehenden Tröge mit Wasser angefüllt. Dieß alles gilt jedoch nur von den Stuten und Hengsten, die auf den ukrainischen Steppen geboren worden sind, und von den, von ihnen geworfenen Füllen. Alle dort vorhandne Stuten haben zwar die Ukraine zum Vaterlande, aber die meisten Hengste sind entweder Araber, Spanier, Engländer, oder aus der Türkei und Barbarei. Diese ausländischen Hengste werden eben so wie bei uns in Ställen sorgfältig gesütert, und nur zu den Stuten ins Freie gelassen, wenn diese rossig sind. Um dergleichen ausländische Zuchthengste zu bekommen, und um dadurch die, an und für sich schon vortreffliche, ukrainische Pferderace zu verbessern, scheuen die Stuteirei-Besitzer keine Kosten, denn sie bezahlen oft für einen solchen Hengst 2, 3 und mehrere tausend Thaler. Die Anzahl der Stu-

ten, welche von einem Edelmann gehalten werden, ist natürlich mit der kleinen oder größern Ausdehnung seiner Steppe im Verhältniß, allein es gibt nicht wenige Edelleute, die 4000 Stuten und darüber halten, und die folglich jährlich etliche tausend Fohlen ziehen und eben so viele Pferde verkaufen können. — Der Preis der Pferde richtet sich nach der Menge, die man auf einmal kauft. Jetzt (1808) kann man für ein einzelnes dreijähriges Pferd von hübscher Gestalt dort an Ort und Stelle, leicht schon fünfzig Thaler geben müssen. Kauft man aber einige Hunderte zusammen, wobei denn freilich einige ältere und schlechtere mit unter laufen, so kostet jetzt etwa das Stück 30 bis 36 Thaler. Am Don, und vollends am Kuban sind sie wohlfeiler. An letztgedachtem Flusse erhielt man vor 30 Jahren das schönste Pferd, wenn man mehrere zusammen kaufte, für 3 Thaler. — Die Leute, welche die Pferde weiden und warten, sind Kosacken, die den größten Theil des Jahres, Tag und Nacht, ebenfalls im Freien, einen kleinen Theil des Winters aber (der dort eben so streng wie bei uns, nur nicht so lang ist) in Zelten oder Erdhütten zubringen.

G. E. K.

Etwas zur Landwirthschaft.

Landwirthe, die aus Erfahrung die Größe der Noth kennen, wenn es zur Zeit der Heuernte anhaltend regnet, werden gewiß gern von einer Veranstaltung zum geschwindern Trocknen des Heues hören, welche in Rußland fast überall, in Sachsen aber beinahe gar nicht bekannt ist. — Das gemähte und auf der Wiese liegende Heu leidet bekanntlich

wenn es lange regnet, dadurch doppelt, daß es nicht nur von oben naß wird, sondern daß es auch die Feuchtigkeiten des Bodens an sich zieht. Das letztere Uebel sucht man zwar dadurch zu mildern, daß man das Heu, wenn Gelegenheit dazu vorhanden ist, von der Wiese auf einen trockenern Grund bringen läßt, allein öfters fehlt eine solche Gelegenheit, und dann zieht das Heu doch aus jedem Grunde Feuchtigkeit an sich, wenn auch weniger als aus der Wiese. Vorzüglich um diesem Uebel abzuweichen, hat man in Rußland neben oder in der Nähe der Wiese eine verhältnißmäßig große Zahl Säulen, etwa von $2\frac{1}{2}$ Ellen Höhe, in die Erde gegraben. Ueber 2 und 2 Säulen gehet ein Querbalken, und auf diesen und den, ihm am andern Ende entgegenstehenden, Querbalken legt man Stangen dergestalt in die Länge, daß sie zwar so weit als möglich von einander entfernt sind, jedoch das, auf sie zu legenden nasse Heu süglich tragen können. Ist das Heu auf die Stangen gebracht und es regnet fort, so läuft der meiste Regen vom oben liegenden Heu ab, die untere Schicht aber wird schon allein vom Luftzuge trocken. Um beiderlei Wirkungen nicht zu verhindern, muß also jedes einzelne Gestell nicht breiter als $2\frac{1}{2}$ Ellen seyn. Hört es aber auch nur 24 Stunden auf zu regnen, so wird das Heu sowohl oben als unten vom Luftzuge so trocken, daß es ohne Schaden in die Scheunen gebracht werden kann, vorzüglich wenn die mittlere Schicht nach 12 Stunden aufgelockert und so viel möglich nach oben gebracht worden ist. Bei einem Regen, der viele Tage anhält, hilft eine Pause von 24 Stunden dem auf der Wiese liegenden Heu bekannt-

lich gar nichts; es wird kaum oben etwas trocken, in der Mitte und unten aber gar nicht. Die Nützlichkeit der empfohlenen Vorrichtungen fällt also in die Augen. — In holzarmen Gegenden können die Säulen von Stein seyn und die Stangen bis zum Gebrauch im Trocknen aufbewahrt werden.

Das glasartige französische Porcellan, welches an innerer Güte und Dauerhaftigkeit unserm Meißner so weit nachstehet, hat nicht nur letzteres beinahe von allen Tischen der Großen bereits verdrängt, sondern die leidige Mode fängt auch an, es aus den mittlern und weniger als mittlern Ständen immer mehr und mehr zu verschleichen.

Die meisten Käufer des französischen Porcellans mögen wohl wissen, daß es von heiß eingegossenem Thee oder Kaffee, auch von der Kälte in ungeheizten Stuben springt; weniger ist aber vielleicht noch bekannt, wie man es gegen jene schädlichen Wirkungen der Hitze und Kälte bewahre. Das sicherste Mittel ist folgendes. Sobald man französisches Porcellan gekauft hat, umwickle man es mit Bastmatte, lege es in Gefäße, die mit ganz kaltem Wasser gefüllt sind, und stelle diese an gelindes Feuer, welches allmählig so verstärkt werden muß, daß das Wasser kocht. Wenn nun das Wasser eine Weile im höchsten Grade gekocht hat, so setze man die Gefäße mit dem Porcellan vom Feuer ab, und lasse es noch so lange im Wasser, bis dieß von selbst wieder ganz kalt geworden ist. Das Umwickeln mit Bastmatte geschieht bloß, um das Porcellan mehr gegen Beschädigung zu sichern. In Ermangelung

der Bastmatte kann man es also auch mit
Leinwand u. dgl. m. umwickeln.

G. E. K.

Historische Miscellen.

Die Königin Elisabeth von England fand von jeher große Freude an den Liebes-
händeln, die man mit ihr spielte, und war
bis an das Ende ihres Lebens (sie starb im
siebenzigsten Jahre) mit jungen Anbetern
umringt.

Nichts war ihr angenehmer, als wenn
eine Menge schöner brittischer Jünglinge
um ihre Toilette herumschwirrte, sie auf
der Promenade begleitete, oder ihr sonst,
nach Brauch der Liebhaber, Süßigkeiten
vorsagten.

Der Ton der Galanterie und der Leiden-
schaft war daher oft das Mittel, ihre Gnade
wieder zu erlangen, wenn man sie etwa eine
Zeit lang verloren hatte. Sir Walthor Ra-
leigh schrieb bey einer solchen Gelegenheit un-
ter andern an seinen Freund Robert Cecil,
in der Absicht, daß der Brief der Königin
gezeigt würde: „Ich, der ich gewohnt war,
sie reiten zu sehn wie Alexander, oder
jagen wie Diana, oder einhergehen wie
Venus; wenn die sanfte Lust ihr schönes
Haar um die reizenden Wangen blies, gleich
einer Nymphe; wenn sie saß, wie eine
Göttin, sang wie Orpheus: — Ach,
was für Bekümmerniß hat die Welt! — Ein
einziger Fehltritt hat mir alles — alles ge-
raubt! — O Herrlichkeit, die mir im Un-
glück schimmert! was ist aus deiner Versiche-
rung geworden? Alle Wunden setzen Nar-
ben, nur die Einbildungskraft nicht; alle
Leidenschaften werden schwächer, nur die zu

einem solchen Frauenzimmer nicht! Damals
war diese Göttin, Nymphe, Venus,
und Engel, bereits über sechzig Jahre alt!
Aus dieser eiteln Liebe entstand eine übertrie-
bene Neigung zum Paß. Man hat oft die
Bemerkung gemacht, daß verliebte Mädchen
mehr das Nachlässige, das Schmucklose und
Natürliche in ihrem Anzuge lieben, daß hin-
gegen verliebte Matronen, je betagter sie
werden, zur Kleiderpracht und zur Kunst
ihre Zuflucht nehmen, und mit erborgtem
Glanze prangen, weil ihre natürliche Schön-
heit verwelkt ist. Elisabeth war in Auswahl
und Abwechselung ihrer Kleider bis zum
Ausschweifen eigensinnig. Der allerneueste
Geschmack in der Farbe, in der Pracht und
im Schnitte; die geschmackvollste Frisur, die
niedlichsten Moden, darauf sann sie beständig,
das lag ihr so sehr am Herzen, daß man
hätte glauben sollen, sie machen ihre einzige
Sorge und Beschäftigung aus. Fast jeden
Tag erschien sie in einem verschiedenen An-
zug und war so verliebt in ihre Kleider, daß
sie nie eins weggab, so daß man bei ihrem
Tode alle die verschiedenen Anzüge, drey
tausend an der Zahl, die sie in ihrem
Leben getragen hatte, vorfand. D.

Der Herzog von Guise wollte seinen
Sohn mit der Tochter der Diane von Poi-
tiers verheirathen. Er fragte den braven
Admiral Coligny über seine Meinung von
dieser Verbindung, und äußerte seine Be-
sorgniß, daß er durch eine Weigerung die
Gnade des Königs, Heinrichs des zweiten,
verlieren würde, der mit der berühmten
Diane, seines Vaters Franz des Ersten sie-
ben und vierzigjährigen Geliebten, in einer

ärgerlichen Verbindung lebte. Besser einen Zoll breit Ansehn mit Ehre, antwortete der wackere Coligny, als eine Elle breit ohne Ehre.

Unter der Regierung Ludwigs XVI. kam einst das Parlament nach Versailles, um dem Könige Vorstellungen zu machen. Der König las seine Antwort ab. Da der Präsident diese mitnehmen mußte, um sie in die Parlements-Registaturen einzeichnen zu lassen, gab ihm Ludwig aus Versehen dasjenige Exemplar, worin sich bei solchen Stellen, wo der König seine Stimme erheben oder senken sollte, Fingerzeige befanden. Einer derselben lautete also: Hier wird der König in heftigen Zorn gerathen.

Als Nelson nach dem Waffenstillstande am 2. April 1801 eine Unterredung mit dem Kronprinzen von Dänemark hatte, fragte er nach dem Namen eines jungen dänischen Offiziers, der während des Gefechtes mit der Kanonierbarke das englische Admiralschiff angegriffen hatte. Man stellte dem Admiral den Lieutenant Willemoes vor. Nelson umarmte ihn, und fragte den Kronprinzen, warum er den tapfern jungen Mann nicht zum Admiral mache. — Wollt' ich alle Tapfern in meinen Diensten zu Admiralen machen, antwortete sogleich der Kronprinz, so würde ich keine Kapitäne und Lieutenants mehr haben. — Willemoes war mit unter den Offizieren auf dem Schiffe des tapfern

Kapitäns Jessen, das sich neulich so heldenmüthig gegen die Engländer vertheidigte.

Es hatte in den Zeiten des Faustrechts, wo der Handelsmann auf der Landstraße ein Gegenstand gewaltsamer Finanzoperationen des hohen und niedern Adels war, ein Erzbischof von Köln ein Schloß am Rheine erbaut, dessen Bewachung er einem seiner Beamten übertrug. Wovon das Schloß in baulichem Stande erhalten, da es keine jährlichen Einkünfte hat? fragte der Burgvogt. Wie? antwortete der Erzbischof, laufen denn nicht vier Landstraßen auf dieses Schloß zu?
L.

Ein Beitrag zur Mimik.

Unter den Gebehrden eines amerikanschen *) Schauspielers gibt es eine, die nie eine große Wirkung verfehlt, wenn sie plötzlich und unerwartet ist. Der Schauspieler wirft sich mit dem Angesichte platt auf die Erde, um die leidenschaftlichsten Stellen seiner Rolle auszudrücken. Benimmt er sich gut dabei, so ist des Bravorufens kein Ende; aber unbarmherzig wird er ausgepiffen, wenn er zögert, oder die Furcht verräth, sich im Fallen zu verwunden. Die Kenner wissen den Augenblick, wo diese gewaltige Gebehrde an ihrer Stelle ist, auf's Haar zu bestimmen, und würden es nicht ungestraft hingehn lassen, wenn ein Schauspieler auf andre Weise Ueberraschung oder Verzweiflung ausdrücken wollte.

L.

*) Lange wurde ein altes Gesetz aufrecht erhalten, welches die Theater als ein profanes Vergnügen verdammt. Erst in neuern Zeiten hat das reiche Boston eine stehende Bühne erhalten.

N o t i z e n.

Es ist süß, väterländischem Verdienst auf kläffischem Boden gebuldigt zu sehn. Zwei der vorzüglichsten deutschen Sängern, die Dem. Schmalz und Häfer, genossen in Rom eben den ausgezeichneten ehrenvollen Beifall, der ihnen auf ihrer Reise durch ganz Italien nachscholl. Ehe die Letztere nach Rom ging, ließ sie ihr Talent zu Bologna bewundern, wo die Academia harmonica sie einmüthig zu ihrem Mitgliede erhob. Als sie daselbst zum letzten Male in der Oper auftrat, wurde ihr zu Ehren ein gedrucktes italienisches Sonnet aus den Logen heruntergesteurt, wovon der holden anspruchlosen Künstlerinn Tags darauf ein splendid verziertes Exemplar feierlich überreicht wurde. Dem Häfer ist jetzt von Rom abgereiset. Bei der ersten Erscheinung auf dem Theater mißfiel sie. Man fand ihre Stimme zu schwach, ihre Manier nicht weich genug. Aber diese Meinung änderte sich bald. Sie gab so schöne Proben ihres Talents, daß sie der Liebling des Publikums ward. Selten verging ein Abend, wo sie nicht mehrere Male wäre ausgerufen und beklatscht worden.

Bei den neulichen Unruhen in Madrid verrieth sich in mehreren Umständen die Achtung der Spanier gegen König und Obrigkeiten. Das aufrührische Volk wollte in das Haus eines Freundes des gestürzten Ministers. Ein Alcalde trat vor die Empörer, und fragte, wohin sie wollten. Einen Schurken umbringen! war die Antwort. — Wer hat euch dazu berechtigt? — Seine Verbrechen. — Gibt's denn keine Gerichtshöfe mehr? — Nun, warum lebt er denn noch? — Habt ihr Beweise, daß er ein Schurke

ist? — Das weiß Jedermann. — Aber die Gerechtigkeit hat noch keinen Ausspruch gethan? — Nun, so will ich des Mannes mich bemächtigen, ich verhafte ihn, und führe ihn vor Gericht. — Der Haufen zerstreute sich, und das Haus wurde nicht geplündert. Ein anderer Alcalde schützte ein Haus bloß dadurch, daß er das Wapen des Königs anheften ließ, bei dessen Anblicke den aufrührischen Haufen ein heiliger Schauer ergriff.

Das wilde Thier, welches, wie im vorletzten Stücke erzählt ist, von muthigen Mädchenbänden erlegt wurde, war keine Hyäne, sondern ein männlicher Wolf, von der schwarzen Abart, die in jenen Gegenden ungewöhnlich ist. Er hatte sehr langes, schwärzlich grünes Haar, war etwa vier Jahre alt, sehr mager und seine Schnauze war nicht so lang als bei den gewöhnlichen Wölfen. Der unglückliche Vater war von dem wüthenden Thiere, das ihm seine Zähne immer tiefer in die Brust drückte, umklammert, als seine Tochter (nur eine war es) ein Mädchen von 22 Jahren, dem Wolfe den tödlichen Stich an der Stelle versetzte, die der Vater, unter furchterlichen Schmerzen kämpfend, ihr angab. Erst als das Thier sich fast verblutet hatte, ließ es seine Beute los.

In Rom fehlt es nicht an trefflichen Anstalten: aber ein seltsamer Beweis von der Ausartung derselben ist's, daß bei dem Findelhaufe ein Wächter angestellt war, welcher (natürlich zum Vortheil der Directoren) darauf zu sehen hatte, daß — keine Kinder ausgezogen werden möchten.